

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1885

72 (26.3.1885)

Beilage zu Nr. 72 der Karlsruher Zeitung.

Donnerstag, 26. März 1885.

Großherzogthum Baden.

Karlsruhe, den 25. März.

Das Verordnungsblatt der Generaldirektion der Großh. Staats-Eisenbahnen Nr. 13 vom 21. März enthält allgemeine Verfügungen bezüglich der Krankenversicherung und sonstige Bekanntmachungen über die Welt-Ausstellung in Antwerpen, Einführung von Arbeiterzügen, Maßregeln gegen die Cholera, Beförderungsvorschriften, Annahme v. von Sprengstoffen, Maßregeln gegen die Reblaus, Adressenverzeichnis der Wagenverwaltungen, Gekündete Militärtransporte, Führung der Inventare, Aufgefundenes Geld, Dienstaufsichten, Todesfälle.

Geld wurde aufgefunden: am 17. Februar im Bereiche des Bahnhofes zu Mannheim der Betrag von 4 M., am 3. März ebenda ein Geldbeutel mit 2 M.

G. Badische Geographische Gesellschaft. In der 8. Sitzung sprach Herr Franz Travers aus Wiesbaden über „Land und Leute auf Neuseeland“. Ein mehr als zehnjähriger Aufenthalt auf dieser von der Natur so hervorragend begünstigten Inselgruppe verleiht dem gewandten Redner die Gelegenheit zu umfassenden Beobachtungen und eingehenden Studien, deren Ergebnisse derselbe in seinem ebenso belehrenden als fesselnden anderthalbstündigen Vortrag zusammenzufassen verstand. Neuseeland, eine zwischen dem 34½ und 47½ Grad südlicher Breite gelegene Inselgruppe, besteht aus den beiden großen durch die Cookstraße getrennten Inseln Te Ika-Moui (Nordinsel), Te Wahi (Mittelinsel), der kleinen Stewartinsel (Kauai) und mehreren kleineren Eilanden. Die Gesamtfläche dieses „Britanniens der Südsee“ ist etwa halb so groß als die des Deutschen Reiches. Das Klima hält Redner für das herrlichste und gelindeste der Erde. Mindestens 9 Monate des Jahres fast wolkenlos, azurblauer Himmel, eine angenehme, gleichmäßige Temperatur, eine erfrischende, milde Seeluft, im Winter ohne Schnee und Eis, dazu ein äußerst fruchtbarer Boden begünstigen und erzeugen die üppigste und mannichfaltigste Vegetation. Neuseeland ist vulkanischen Ursprungs und heute noch wirken anscheinend die heftigen unterirdischen oder vielmehr unterseeischen Kräfte. Als Beweis dessen diene der Umstand, daß man in Höhen von über 5000' Muscheln und Lebersteine der Meeresfauna findet und daß der durch ein Denkmal bezeichnete Punkt, an dem Cook im Jahr 1773 zum erstenmal die Mittelinsel betrat, jetzt etwa eine halbe englische Meile vom Strande entfernt liegt. Cook gebührt das Verdienst, Neuseeland, welches allerdings schon im Jahre 1642 von dem Holländer Tasman entdeckt worden, den Europäern erschlossen zu haben. Er kämpfte mit den Eingeborenen, den Maoris, Verbindungen an, verließ sie mit europ. Kulturgewächsen, mit Kartoffeln, mit Geflügel, Pferden, Rindern, Schafen und Schweinen und legte damit den Grundstein zur Civilisation der Inseln. Noch heutigen Tags wird der Name Cook von den Maoris heilig gehalten. Die Maoris zeichnen sich im Gegensatz zu den Eingeborenen Australiens durch schlanke, athletischen Körperbau aus, besitzen eine kupferbraune Hautfarbe, sind geistig sehr gut belehrt, kernbeigiger, unternehmender und gut gearteter Leute. Ohne Gegenstand in der Geschichte der Civilisation sieht die Thatsache da, daß die Maori seit den 50 Jahren, da sich Europäer unter ihnen ansiedelt haben, zu einem ackerbaureisenden Volk geworden sind, daß sich manche zu Großgrundbesitzern emporgearbeitet und ihre Ländereien in Pacht gegeben haben, während wiederum andere als Kaufleute oder Fabrikanten den Europäern bedeutende Kontingente machen und sogar im Parlament als Gesetzgeber — und Wächter Sitz und Stimme haben. Die heutige Bevölkerungsziffer Neuseelands weist neben 400,000 Weißen nur noch 44,000 Maoris auf. Im Anfang dieses Jahrhunderts gab es deren noch etwa 120,000, aber auch hier, wie überall, nimmt die eingeborene Bevölkerung schnell ab, und bald werden auch die Maori zu den gewesenen Völkern gehören. Die Fauna der Inseln ist noch einseitiger als diejenige des wenigstens durch seine

Beuteltiere reich belebten australischen Festlandes, denn es fehlt durchaus an einheimischen Säugethieren; ebenso gibt es keine Schlangen, Frösche und Schildkröten, dagegen eine Menge Eidechsen. Am zahlreichsten und mannichfaltigsten ist das Tierreich durch die Vogelwelt vertreten. Zahlreiche Papagei-, Kanarienvogel- und Kakadu-Arten beleben die Urwälder. Daneben finden sich wieder Vogelarten, deren Körper mit Daaren statt mit Federn bedeckt sind und die an Stelle der Flügel kleine, am Ende mit zwei Krallen versehene Auswüchse zeigen. Redner erwähnte auch der jetzt längst ausgestorbenen Rieten der neuseeländischen Vogelwelt, der Moas, welche ähnlich dem australischen Strauße (Emu) Laufvögel waren und die ansehnliche Größe von 15—18 Fuß erreichten. Neuseelands Flora ist eine sehr reiche und größtentheils eigenartige Originalflora. Man zählt allein gegen 120 Arten einheimischer Waldbäume, von denen die riesige Kaurifichte, deren kerngerade emporstrebender Stamm oft 150—180 Fuß erreicht, wegen der vorzüglichen Eigenschaften des Holzes von den Engländern sehr gerne zu Schiffsmasten verwendet wird. Farnpflanzen und Heliotropien, ebenso die Farn*, deren es über 100 Formen gibt, erreichen die Größe unserer Waldbäume. Von den in jedem Urwalde massenhaft vorkommenden Scharogern- und Schlingpflanzen seien nur zwei erwähnt, welche im Volksmunde den Namen Lawyer (Advokat) und Sawyer (Säger) tragen. Der Lawyer ist überall mit langen, sehr spitzen Haken versehen, die jeden unvorsichtig der Pflanze sich nähernden erfassen und dann nicht mehr so leicht loslassen wollen; der Sawyer wirkt durch seine sägenartigen Zähne ähnlich dem Werkzeuge, dem er seinen Namen verdankt. Eine nicht zu verachtende Nutzpflanze ist, nach dem Proben zu schließen, die der Redner vorwies, der neuseeländische Flachs, denn die 8—10 Fuß langen, lanzettförmigen Blätter haben so starke Fasern, daß eine zentnerschwere Last erforderlich ist, um eines derselben zu zerreißen. Besonders glänzend verstand es der Redner, die Reize der Gebirgslandschaften mit ihren vulkanischen Gebilden darzustellen. Zahlreiche Quellen heißen Wasserflüsse entspringen dem Boden und bilden wahre Wasserfälle mit natürlichen Becken; wer auf Neuseeland mit seinem herrlichen milden Klima nicht wieder gefundener, dem ist überhaupt nicht mehr zu helfen. Redner ging nun über zur Geschichte der Kolonisation der Inseln durch die Engländer. Nachdem es, wie erwähnt, Cook anfänglich geblüht war, die Maori zu gewinnen, erhoben sich in Folge des Austrauensystems seiner Nachfolger die Insulaner und eine mehrere Jahrzehnte andauernde Reihe blutiger Kämpfe fand zwischen ihnen und den Eindringlingen statt. Erst seit der Einführung des Christentums in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts trat für die Maori eine größere Sicherheit der Person und des Eigentums ein, allein erst seit dem im Jahre 1864 zu Ende gegangenen Maori-Kriege kann man von einem wirklich ruhigen und friedlichen Neuseeland sprechen. Der Ansiedler darf von den Eingeborenen direkt keine Ländereien erwerben, weil gerade dieser direkte Verkehr zu den früheren Mißbehelligkeiten geführt hatte, sondern er muß sich an die Regierung wenden, welche durch Verträge mit den Maoriinsulanern viele hundert Quadratmeilen vortrefflichen Grund und Bodens erworben hat. Anfänglich betrug der Kaufpreis der Morgen 5 Marl, er steht aber heute schon auf 15—20 Marl. Für einen Morgen Weidelandes erhält die Regierung ein jährliches Pachtgeld von etwa 8 Pfennigen. In Folge dessen steigt die Schafzucht in hoher Fluth, Heerden von 15,000 Stück sind nicht selten und das Neuseeländische stellt sich per Schaf und Jahr auf 4—5 Marl. Eine Landplage dagegen sind die von Cook eingeführten Schweine, die sich ungeheuer vermehrt haben und durch das fortwährende Aufwühlen der Erde die Weidgründe derart schädigen, daß die Schafzucht sich genöthigt sehen, das durchwühlte Gelande mit Klee zu besäen. Einen ungeheuren Aufschwung nahm die Einwanderung Ende der fünfziger Jahre durch die Entdeckung zahlreicher ergiebiger Goldfelder. Man hat berechnet, daß in den Jahren

* Herr Travers legte eine sehr hübsche Sammlung solcher von ihm selbst gesammelten Farn vor.

1860—79 etwa 900 Zentner reinen Goldes im Werthe von fast einer Milliarde ausgeführt worden sind. Für die meisten Goldsucher erwies sich das Geschäft nicht lohnend genug und bald kamen sie zur Einsicht, daß der jugendlich fruchtbare Boden eine weit sicherere und ergiebige Quelle des Wohlstandes darbiete. In der That ist die Fruchtbarkeit so bedeutend, daß ein Morgen Landes jährlich etwa 400 Zentner Kartoffeln oder 60 bis 70 Scheffel Weizen liefert. England aber bezieht aus Neuseeland, wie aus seinen Kolonien überhaupt, keine direkten Einkünfte. Die Kolonien stehen finanziell vollständig unabhängig vom Mutterlande da. Das Parlament Neuseelands beschließt die Gesetze, berät das Budget und die Ueberschüsse kommen nur der Kolonie selbst zugute. In die Selbständigkeit geht so weit, daß das Parlament zum Schutze der aufstrebenden Industrie auf die entsprechenden Erzeugnisse der englischen Fabrikation einen starken Einfuhrzoll gelegt hat. — Der ungeheure Vortheil, den England aus seinen Kolonien zieht, ist nach des Vortragenden Ansicht indirekter Natur. Der Sohn Abhions, welcher sich entschließt, sein Glück außerhalb des engeren Vaterlandes zu suchen, findet in den Kolonien im wesentlichen seine ihm von Kindesbeinen an liebgewordenen Einrichtungen wieder: er ist unter seinen Landsgenossen, wohin er auch ziehen mag, und bleibt immer ein Engländer. Die Heimath verlorat ihn auf's Pünktlichsten mit seinen gewohnten Lebensbedürfnissen und sein liebster und natürlicher Geschäft- und Handelsverkehr ist ihm der mit seinen Landsleuten. Hat er aber in dem ferneren Lande sein Ziel erreicht, so kehrt er in den meisten Fällen mit seinem erworbenen Vermögen nach der alten Welt zurück und trägt so dazu bei, den Nationalwohlstand direkt auch zu vermehren. Der Werth der Kolonien Englands liegt aber darin, daß durch die lebhaftesten Handelsbeziehungen mit seinen Besitzungen Handel und Verkehr in der großartigsten Weise gedeihen und das Mutterland sichere und lohnende Absatzgebiete für die Erzeugnisse seiner Industrie findet.

Landwirtschaftliche Versammlungen und Versammlungen. B u h l. Sonntag den 29. d. M. in Weitenburg, eingeleitet durch einen Vortrag des Hrn. Obbau-Lehrers Bach aus Karlsruhe.

Ueber das Verhältniß des Civilstrafrechts zum Militärstrafrecht und den Begriff Militärpersonen. Sammlung der in Goldammer's „Archiv für Strafrecht“ und im „Gerichtssaal“ erschienenen Abhandlungen des Verfassers nebst Einleitung und Schlussbemerkung von Karl v. Deder, Justizrat und Divisionsauditeur zu Breslau. Berlin 1885. A. v. Deder's Verlag G. Schend. 7½ Bogen gr. 8. geb. Preis 1.80 M. — Der als hervorragender Militärstrafrechts-Schriftsteller allseitig bekannte Verfasser hat, von dem Gedanken ausgehend, daß die von ihm in den beiden namhaften Organen für Strafrechtspflege in den Jahren 1879—83 veröffentlichten und von der Kritik äußerst günstig aufgenommenen Abhandlungen (1. die allgemeinen Straferhöhungs-Gründe und ihre Beachtung durch den Richter, 2. über die Grenzen des Criminal- und Disziplinarstrafrechts bei Pflichtverletzungen der Civilbeamten und Militärpersonen, 3. der Civilstrafrichter und das Militärstrafrecht, 4. die Militärstrafpersonen im Sinne der Reichsgesetzgebung, 5. die Offiziere zur Disposition und ihre Zugehörigkeit zum aktiven Heere resp. zur aktiven Marine) in enger Zusammenfassung eine vortrefflichere Beleuchtung der von ihm eingekommenen Gesichtspunkte über die Grenzen des Civil- und Militärstrafrechtes geschaffen und zu einer zweckdienlicheren Beurteilung der angelegten und mit großem Geschick behandelten Fragen herausfordern dürften, im vorliegenden Heft eine Sammlung derselben veranstaltet, welche nicht verfehlen wird, einen Impuls zur Realisation des in der Einleitung, in welcher ein kurzer Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung des wissenschaftlich leider so sehr vernachlässigten Militärstrafrechtes gegeben wird, angeregten Gedankens einer größeren Kultivierung dieses so wichtigen Gebietes auf unseren Hochschulen zu gewähren.

In der Fremde.

Novelle von H. Keller-Jordan.

(Fortsetzung.)

Als Leontine die Augen aufschlug und zu ihrem Weh erwachte, war sie allein. Der Mond hatte sich inzwischen erhoben und schien bleich durch das Gestrüch der Pflanzen, die wie lebendige Gespenstergestalten sich vor ihren breit aufgerissenen Augen bewegten. Sie griff an ihren Kopf, an ihr Herz, es war alles so schauerlich leer und verarmt. War es ihr denn nicht, als hätte sie noch eben die warme, tiefe Stimme Walters gehört? Ihre Augen suchten nach ihm, wohin sie schauten, sie war allein. Sie erhob sich endlich; neben einem abgeblühten Rosenstrauch lag, wohl vom Mond beleuchtet, ein silbergrauer Handschuh. Leontine hob ihn auf und benetzte ihn mit ihren Thränen. — Das letzte Zeichen von Walter Günther's Liebe. . .

Am anderen Morgen, als Leontine das Zimmer ihres Onkels betrat, hielt er ihr einen Brief entgegen, den er schon früh erhalten hatte, er war von Doktor Günther und lautete:

„Geehrter Herr Rosen!
Eine nothgedrungene, wissenschaftliche Reise in's Innere der Republik, die mich voraussichtlich Wochen fern halten dürfte, ist leider die Veranlassung, daß ich zur ferneren Behandlung Ihrer Krankheit Ihnen meinen Kollegen Herrn Doktor Kouchard empfehlen muß. Sie dürfen indessen unbesorgt sein, ich lasse Sie in den besten Händen. Indem ich mich Ihnen und Ihrer Frau-lein herzlich empfehle, bedauere ich von Herzen, ohne persönlichen Abschied von Ihnen scheiden zu müssen, und zeichne mit bekannter Hochachtung als Ihr

ergebener Doktor Günther.“

Während Leontine las, schaute der Onkel bald in ihr abschüßliches Gesicht, bald auf ihre bebenden Hände, welche den Brief Walter Günther's gefaßt hielten. Ob ihm ein Verdachts für Günther's Handlungsweise aufsaug? Er zog das junge Mädchen an seine Seite.

„Komme, Leontine, du bist mein gutes, starkes Mädchen. Das Leben ist eben kein Kinderspiel, besonders wenn man Kopf und Herz auf dem rechten Fleck trägt. Nicht jeder ist dazu geschaffen, sich sein Glück in klaren Vernunft und kalter Objektivität so zu modeln, wie es am vortheilhaftesten sein würde. In der Familie Rosen hat nun einmal das Herz immer schwerer gewogen als die

Vernunft, und das ist schlimm in einer Welt, wo man es bald ganz entbehren können will.“

„Ich weiß es, Mädchen,“ sagte er nach einer Weile traurig hinzu. „Ein rasches Gefühlslieben reizt leicht zu Handlungen hin, deren Folgen oft ein ganzes Menschenleben zerbürsten können. Ich habe auch darunter leiden müssen, Kind — ich auch. Es ist traurig, wenn wir das Beste gewollt, das selbstloseste erstrebt, und die Konsequenzen so ganz anders wurden, als wir gedacht.“

Leontine sprach nichts, ihre Züge waren starr, als hätte sie der Schmerz versteinert. Das Gespräch wurde durch John Peters unterbrochen, der wie alle Morgen kam, um sich nach dem Befinden des Onkels zu erkundigen. Leontine fuhr zusammen, als sie ihn sah. Es kam ihr vor, als ob auch er bleich und verärgert aussehe. Aber das konnte ja nicht sein, es waren wohl nur die Schatten ihrer eigenen Seele, welche seinen Zügen einen so düsteren Ausdruck verliehen. Es kam dem jungen Mädchen vor, als ob er noch herzlicher wie sonst ihre Hand in der seinen hielt, noch zärtlicher, noch weicher über ihren Scheitel strich.

„Du mußt mir heute einen großen Gefallen thun, liebe Leontine, du mußt mir heute einen großen Gefallen thun. Ich habe mit meinen Schillerinnen ein Motiv zu bearbeiten, welches in einer Stunde nicht beendet werden kann und durch Unterbrechungen sehr erschwert würde.“

„Gewis, gewis,“ unterbrach der Onkel hastig den Einwand, den Leontine Johns wegen erheben wollte, „gewis, John übernimmt sie heute den ganzen Tag, ich fühle mich ohnedies nicht besonders aufgeleitet und möchte, daß sie bei mir bliebe.“

„Du guter John,“ sagte Leontine gedankenlos, in einem unbewußten Gefühl von Mitleid. Sie ahnte ja nicht das hochherzige Motiv, welches Johns Handlungsweise leitete, sie fühlte nur, daß sie ihm dankbar sein müsse, denn ihr Kopf schmerzte sie zum Zerbrechen.

Und so vergingen Wochen und Wochen. Onkel Rosen's Gesundheit nahm immer mehr ab, langsam und kaum bemerklich, aber es trat doch auch an ihn endlich die Gewisheit heran, daß bald alles zu Ende sein müsse. Leontine litt namenlos. Wenn etwas in dieser für sie so furchtbar schweren Zeit im Stande war, sie anrecht zu halten, so war es die ruhige, theilnehmende Liebe Johns, die sie wie ein guter Genius umschwebte.

Wenn seine Liebe zu ihr seit dem ersten Tag, an welchem sie

sich ihm angelobt, auch nie mehr Ausbrüche von Leidenschaft und Muth zeigte, sondern mehr einen Ausdruck anhaltender Verehrung angenommen hatte, so war er jetzt für sie wie ein Bruder. Nicht einmal mehr in seine Arme wagte er sie zu schließen und nur zuweilen, wenn sie am allertraurigsten war, nahm er ihren Kopf, wie er es gern that, legte ihn an seine Schulter und strich zärtlich über ihr Haar.

Leontine war tief gerührt durch seine Liebe und wenn sie sich nicht zu traurig in ihrem Herzen gefühlt hätte, so wäre wohl der Entschluß schon zur Reife gebracht, der sich bei der zunehmenden Schwäche des Onkels so natürlich ergab — die treuehinge-Eingebung vorzuschlagen: ein Wunsch, das wußte sie gewis, den John aus übergroßem Zartgefühl nicht auszusprechen wagte. Hatte er ihr doch gleich am ersten Tag ihrer Verlobung gesagt: „Du sollst nicht gebrannt werden, Herz, ich harre geduldig aus und eist, wenn du mir sagen wirst: John, es ist Zeit, dann wird es recht sein.“

Auch der Onkel, wenn er von seinem nahen Ende sprach, sah, so kam es ihr vor, bittend in ihr Gesicht, als drückte ihn die Sorge um sie und ihre Zukunft — aber auch er sagte kein Wort. War sie so viele Liebe, so viele Rücksicht werth? War es dankbar von ihr, daß sie trotzdem ein Bild in ihrem Herzen trug, das nicht weichen wollte, sie sich um das Schicksal eines Mannes grünte, welcher doch nur so flüchtig ihren Lebensweg gekreuzt hatte? Und doch lag sie wachend und träumend die tiefen Augen Walters, die sich einst so voll unglücklicher Liebe in die ihren senkten und die jetzt wohl noch ernster und trüber als damals auf dem „Piraten“ in die kalte, leere Welt starrten. Doch fühlten ihre zuckenden Lippen noch immer die Gluth des Kusses, mit welchem er ihr seine Liebe ins Herz gebrannt. Sein Name war seit jenem Morgen in ihrem Kreise nicht mehr gekannt worden. Selbst John hatte unbegrifflicher Weise nicht nach ihm gefragt, obgleich er doch immer ein besonderes Interesse für ihn an den Tag gelegt. Er war verschollen!

Und doch war es ihr, als hätte sie ihn flüchtig gesehen, als sie an einem frühen Morgen in die Alameda einabsaen, um ihren Spaziergang zu machen, auf welchem der Onkel jetzt bei ihrem bleichen Aussehen streng bestand. Es war ihr, als habe sie sein leichtes Kabriolet bemerkt und in demselben zurückgelehnt Walter Günther.

(Fortsetzung folgt.)

